

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 8

Artikel: Bilder aus Südarfrika [Fortsetzung]
Autor: F.v.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blumengruß.

Von Tirza Mira, Luzern.

Sum frühlingsfrischen Walde
Komm', Liebchen, laß uns zieh'n,
Wo an der sonnigen Halde
Die ersten Veilchen blüß'n!

Bist selbst ein holdes Veilchen
Erblißt für mich allein:
Ueber ein kleines Veilchen
Wirst du mein eigen sein.

Blaublümlein an der Halde
Grüßt mir mein Bräutchen fein —
Ihr Veilchen all' im Walde,
Grüßt euer Schwesterlein!

Bilder aus Südafrika.

Fortsetzung.

Der junge Liebhaber hatte sich während eines „Abendmahles“ in die Schöne vergafft und beschlossen, förmlich um ihre Hand zu werben, zu welchem Zweck er eines Tages in den Laden kam.

Hier versah er sich mit einer Düte Konfekt und neuen Kleidern, Glanzledergamaschen, Sporren und einer Straußenfeder für seinen Hut.

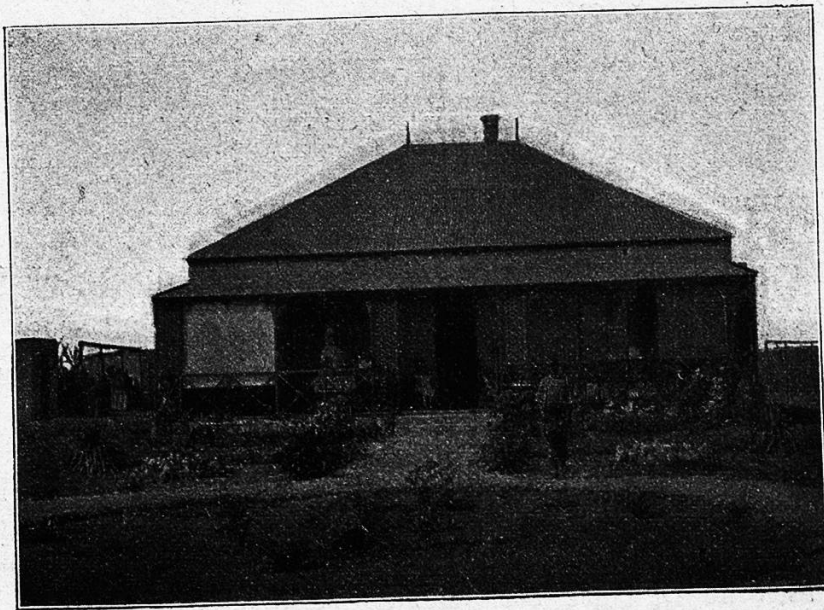
So ausgerüstet stieg er zu Pferd, indem er den besten Kenner im Stall auswählte, worauf wir miteinander nach der Wohnung der Auserkorenen ritten, vor welcher er das Pferd tanzen und seine Künste zeigen ließ. Darauf übergab er die Zügel nachlässig dem herbeieilenden Hottentotten, worauf er rasch aus dem Sattel sprang und ganz ungenirt vor den Fenstern hin und her promenirte, um sich recht betrachten zu lassen, wohl wissend, daß hinter den Gardinen oder irgend einer Türspalte die Augen der Geliebten nach ihm blickten, trat dann ins Haus, wo er zuerst der „Tante“, der Hausmutter, die Hand schüttelte und sein „Guten Tag“ sagte, dann in gleicher Weise dem „Dom“ (Onkel) und nun erst der Braut und ihren Geschwistern bis hinab zum Kleinsten in der Wiege.

„Dom“ sagte nun ein kurzes „sitze“, und damit ließen wir uns nieder, indem das vollkommenste Schweigen im Raum herrschte, und dieses Schweigen dauerte fort bis der unvermeidliche Napf mit Kaffee seinen Einzug hielt, worauf jedem nach und nach die Sprache wiederkommen zu wollen schien.

„Dom“ fragte, wie es „bei huis“ stehe und als wir über den Gesundheitszustand eines jeden Auskunft gegeben hatten, und auch über die Schafherde, das Vieh, die Fütterung und den Nutzen derselben, wobei wir unterdessen den Kaffee einnahmen, stand endlich der Freier auf und übergab der Auserwählten die Düte mit „Lachergoot“, die sie lächelnd und errötend annahm.

Der Augenblick war kritisch, denn hätte sie die Annahme des Geschenkes verweigert, so wäre dies gleichbedeutend gewesen mit einem Korb. Eine frohere Stimmung und ein muntereres Gespräch löste jetzt wie auf einen Zauberschlag die frühere Stille ab und, mehr oder weniger deutliche Anspielungen scherzhafter Art wurden bis zum Abend gewechselt, worauf wir Unbeteiligten uns entfernten, während der Bräutigam eine gewisse Zeit der Nacht in der Vorkammer bei der Braut bleiben durfte; damit dieses Zusammenbleiben nicht bis zum Sonnenaufgang fortbauerte, traf „Tante“ die Vorsichtsmaßregel, daß sie mit einer Nadel ein Zeichen in die Wachskerze stach, mit dem Bemerken, daß sie aufbleiben dürften, bis die Kerze so weit zurückgebrannt sei, aber nicht länger, ein Gebot, das auch von dem verliebtesten Bräutigam respektirt wird. —

Ich besuchte unter anderm häufig einen wohlhabenden Boer, der zwei Farmerhäuser besaß, eines aus Stein gebaut auf dem „Hoch=vel“, d. h. auf der Hochebene, wo er sich mit seiner Herde im Sommer vom September bis Mai aufhielt, das andere, kleiner aber gut gebaut, im Flachlande, wo er die übrige Jahreszeit verbrachte. Die Einrichtung und Möblirung war einfach und aus Yellowwoodholz, ohne alle Zierraten und Luxusartikel. Sofas und Stühle hatten Sitze aus Riemen, und Bockfelle, mit der behaarten Seite nach außen gekehrt, dienten als Ueberzüge und Bodenmatten



„Wohnhaus“ in Pietersburg (Transvaal.)

Nebengebäude für das Vieh gab es nicht (nur einen Stall für Pferde), ihre Stelle vertrat ein mit einer Mauer aus Steinen eingegrenzter runder Platz, „Kraal“, auf welchem das Melken und die Schaffschur stattfand. Der Boden des Wohnhauses bestand aus festgestampfter Erde mit Kuhdünger direkt vom Kraal bestrichen, ein eigentümlicher Gebrauch zum Schutz gegen die in Afrika so zahlreichen und schädlichen Ameisen. Diese werden dadurch verhindert, in den Raum einzudringen, wo sie in kurzer Zeit alles bis auf die hölzernen Möbel ruinieren würden.

* * *

Bis dahin hatte ich es gut genug gehabt bei meinem Herrn. Wenn ich mir auch von seiten der Boeren einen Teil ihres Engländerhasses zugezogen hatte, so störte das meine Gemütsruhe keineswegs. Schließlich aber fiel es meinem Herrn ein, mich zur Viehmagd oder eher zum Stallknecht zu degradieren, und jetzt war es mit meiner Ruhe vorbei.

Mein erster Versuch, im Kraal die Kühe zu melken, geschah nicht ohne Protest, sowohl von meiner als des lieben Viehes Seite, wobei ihre Hinterbeine mich samt dem Milchkübel unsanft auf die Seite beförderten.

Nun wurde ich am Kälberkraal angestellt, wo ich die aufgerufenen Kälber herausführen sollte, aber mit gleichem Erfolg. Die Kühe waren gewohnt, ihre Kälber während des Melkens zu sehen, was nun mißlang; ich aber kannte mich nicht aus unter den vielen Kälbern, sondern führte „Rohmeß“ statt des „verdammten Engländers“ und diesen statt „Wittpens“ u. s. w. hervor.

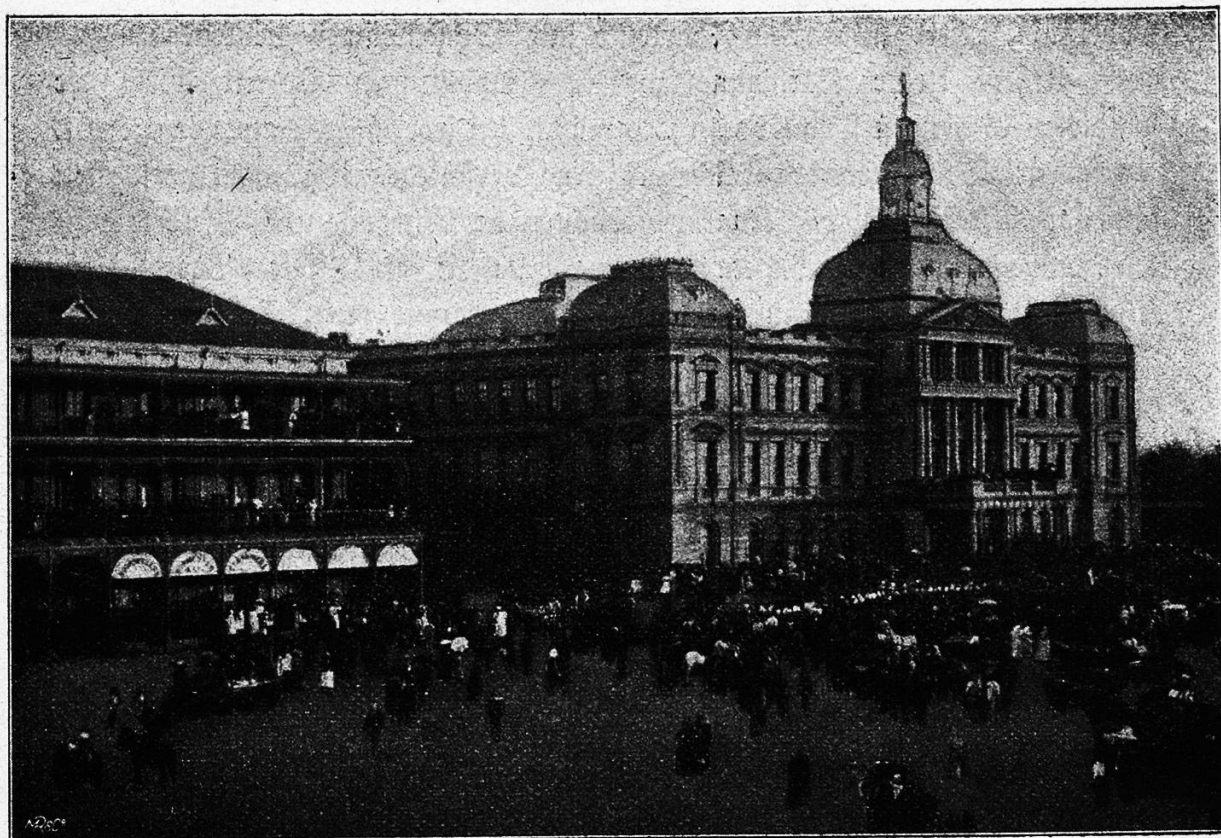
Ich sah ein, daß ich nicht mehr für diesen Platz paßte und da ich nach sechsmonatlicher Anwesenheit die Boerensprache ziemlich erlernt hatte, so zog ich weiter nach Pretoria.

4. Pretoria.

Der Hausirer und die Boeren.

Nach der Abreise von meinem Meister kam ich zuerst nach Heidelberg, damals ein unbedeutender Ort, später aber viel erwähnt nach der Auffindung reicher Goldgruben in der Nähe. Da ich auch hier wie überall auf meiner Reise als Engländer betrachtet wurde, so hatte ich viele drohende Blicke seitens der Boeren auszuhalten.

Endlich hatte ich Pretoria erreicht und bezog ein Hotel. Die Stadt war damals noch unbedeutend und sehr schmutzig. Erst die reichen Goldfunde machten sie zu einer der schönsten Städte Südafrikas. Aber der



Das „Regierungsgebäude“ in Pretoria.

gleiche Reichtum bewirkte auch die gefährliche Trennung der Boeren und Uitlanders und die Gründung der Republik Transvaal.

Die Stadt war überfüllt mit englischem Militär. Was einen Boer damals am meisten ärgern konnte, das war der Anblick dieser „Kotröcke“. Die Sitte der Boeren, in Pretoria Waffen zu tragen, enthielt zugleich eine Drohung und Gefahr für den Frieden, weil die Engländer im Streit mit einem derselben meist kurzen Prozeß machten.

Betrunkene englische Soldaten setzten eine Ehre darein, sich an den „damned Dutchmen“ zu reiben, und der englische Gouverneur mußte alles aufbieten, um Unruhen vorzubeugen, besonders wurde ein strenges Verbot gegen das Waffentragen der Boeren erlassen, mit der Drohung, daß im Fall der Nichtbeachtung desselben die Stadt wie bei offenem Aufbruch bombardirt würde.

Es war sehr schwer, in Pretoria Arbeit zu erhalten, da die Stadt nach dem Zulu-Krieg von entlassenen englischen Soldaten wimmelte. Ich traf mit einem jüdischen Hausfischer, Stein mit Namen, zusammen, der mit geringwertigen Waren als sog. „Schmauser“ im Lande umherzog. Er machte mir den Vorschlag, in seine Dienste zu treten, was ich schließlich annahm.

Mein neuer Prinzipal führte sein ambulantes Warenlager mit sich, wobei ihm zwei Zulus als Fuhrleute und Ochsenwärter dienten.

Unsere kleine Karawane zog in gemächlichem Schritt durch die walddlosen Gegenden Transvaals und machte bei jeder Farm am Wege Halt.

Die Waren erwiesen sich als sehr verschiedenartig, vom geringsten bis zum besten, und auf Konkursauktionen in Durban und Pietermaritzburg um guten Preis eingehandelt, während die einfältigen Boeren dieselben mit sieben gegen zwei bezahlten. So konnte mein Jude für einen Messingring mit einigen geschliffenen Glasstückchen auf Verlangen auch 5—6 Pfund Sterling erhalten, während er mit ebenso vielen Schillingen hinreichend bezahlt gewesen wäre.

Diese Art von Geschäft wurde aber nach und nach bekannt und die „Boersvernuifers“ (Betrüger), meist Juden, genossen einen schlechten Ruf.

Wir verließen Pretoria, wo Typhus und rote Ruhr in den schmutzigen Quartieren herrschten und reisten südwärts, eine Farm nach der andern besuchend oder besser heimsuchend.

An manchen Orten machten wir gute Geschäfte, an andern aber, wo „Tante“ die gleiche Gewohnheit hatte wie unsere noblen Damen in Europa, nämlich „alles zu bewundern, aber nichts zu kaufen“, mußten wir den ganzen Wagen bis auf den Boden abladen, ohne etwas Passendes zu finden, um dann unverrichteter Sache wieder zusammenzupacken und weiter zu fahren.

Auf andern Höfen wurden wir gastfreundlich aufgenommen, und mit Schafleisch, Brot, „Psimkins“ und saurer Milch in Näpfen bewirtet. Auf mancher Farm aber kam uns „Dom“ entgegen und verbot uns, die Ochsen auszuspannen, und auf die Frage, weshalb er so ungastfreundlich sei, erhielten wir die Antwort: „Habt mich schon früher betrogen, so loop man! (macht, daß ihr weiter kommt!) und damit mußten wir unsern Weg fortsetzen, obschon Stein den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu Zeugen anrief, daß er der ehrlichste Handelsmann in ganz Afrika sei.

„Ne, ne! Ik koop nix, ne! Loop man!“ war die einzige Antwort auf diese gewagte Behauptung, begleitet von mächtigen Schwingungen mit einem lebensgefährlichen Knotenstock.

In Pietermaritzburg angelangt, nahm ich von meinem Juden Abschied.

5. Im Oranjesreistaat.

Der größte Teil des Oranjesreistaates ist gut kultiviert, flach und wegsam. Die Boeren und Ausländer pflügen und bebähen ihr Land dreimal jährlich und erzielen gute Ernten in Mais, Weizen und Kaffernkorn. Doch bildet die Viehzucht den Haupterwerb, denn die Arbeitskräfte

fehlen, und die Trockenheit auf diesen Hochebenen legt dem Aufblühen des Ackerbaues Hindernisse in den Weg. In gewissen Jahren kann die Trockenheit jedes Wachstum zerstören, dafür aber regnet es anhaltend während drei Monaten.

Auf den Bergen und in den Flußtälern weiden Tausende von Schafen, Ochsen und Pferden, die das ganze Jahr hindurch im Freien reichlich Nahrung finden, und die Straußenherden sind, wie bei uns die Gänse, mit der Kost zufrieden, welche die abgeernteten Aecker oder die sonnenverbrannten Haiden bieten.

Der größte Teil der Farmer stammt von Boeren ab, die aus den Kapstaaten eingewandert sind, wo sie zuerst ihren Aufenthalt genommen hatten, dann aber, weil mit der englischen Regierung unzufrieden, nach den „heulenden Wildnissen“ ausgewandert waren, wie das Land von den Engländern genannt wurde.

So ungebildet, abergläubisch und geistig vernachlässigt ihre Nachkommen infolge des Pietismus auch geworden sind, so bilden sie doch eine starke Gesellschaft und sind als das gastfreundlichste und wohlwollendste Volk Südafrikas bekannt. Kein Hilfsbedürftiger wird von ihnen abgewiesen. Reich und arm wird immer freundlich von ihnen aufgenommen, die reichen Engländer aber scheuen sie und weichen ihnen aus.

* * *

Wir langten eines Abends spät auf der Farm Ritterstrom an, wo ich von der Boerenwitwe, mit der ich schon früher Bekanntschaft gemacht hatte, sehnlich erwartet und mit meinem Begleiter, dem Neger Tommy, gastfreundlich aufgenommen wurde.

Die Jahre, die seit unserm letzten Beisammensein verflossen waren, hatten das Aussehen der dreißigjährigen Witwe nur unbedeutend verändert, nur etwas stärker schien sie mir geworden zu sein, während ich selber sicher mich sehr verändert hatte. Die festgebaute Wohnung mit Lehmwänden und Rasendach war noch im gleichen Zustande, hatte ein einziges Glasfenster im größten Raum, in den andern aber nur kleine Lufen, die während des Tages geöffnet, bei Nacht aber geschlossen wurden. Die im Innern weißgetünchten Wände, der aus hart gestampftem Lehm bestehende Fußboden, die einfachen Hausgeräte, ein Tisch, eine eigentümlich gebaute Ruhebank neben der Wand und Stühle mit Sizen aus geflochtenen Lederriemen — alles war mir wohlbekannt und wirkte anheimelnd auf mich, ja war mir völlig lieb geworden.

Ich brachte einige Geschenke mit, wie sie sich für eine Haushaltung wie diese eigneten und ich hatte allen Grund mit der Einrichtung und den Verhältnissen zufrieden zu sein, als wir unser Zelt auf dem Hofplatz

ausschlügen und Onkel Jan, dem einzigen weißen Diener und natürlichen Better der Witwe, unsere Pferde übergaben. Es befanden sich ferner 5—6 Schwarze zur Besorgung des Viehes auf den ausgedehnten Weiden auf Ritterbush, einer Anhöhe ob der Farm, die das ganze Tal beherrschte.

Die Freude des Wiedersehens war gegenseitig, und Tonny, der mit einer feinen Spürnase begabt war, fragte bereits scherzend, ob er nicht wieder zu seinen Gallefabrikanten zurückkehren könne, denn die Touristenreise scheine bereits ihr Ende erreicht zu haben und damit auch seine Anstellung, als Onkel Jan eines Tages plötzlich von der Farm verschwunden war.

Dieser einäugige Mann hatte sich in den ersten Tagen freundlich gegen uns Fremde gezeigt und mit Vergnügen meine kleinen Geschenke angenommen, weshalb sein Verschwinden mir und meiner Verlobten mehr als sonderbar vorkam.

Aber das Rätsel wurde uns bald gelöst.

Raum acht Tage nach meiner Ankunft trat einer der schwarzen Diener der Witwe ein mit der Nachricht, daß eine ganze Reihe von Wagen draußen auf dem Weg erscheine, und ich begriff sogleich, daß nun die Onkels zurückkehrten, die gleichen Verwandten, die sich das vorige Mal nur um meinetwillen auf der Farm versammelt hatten.

Meine Braut teilte meine Ansicht, bat mich aber guten Mutes zu sein, denn diesmal sollten sie nichts ausrichten.

Wir empfingen die Ankömmlinge mit aller Artigkeit, und Onkel Jan, der diesen neuen „Boerenreichstag“ vorbereitet hatte, wick allen Vorwürfen aus. Die Verwandtschaft schien sehr groß zu sein, denn wenigstens 20 Personen, darunter auch ein „Mann des Geistes“ in Kniehosen, hielten ihren feierlichen Einzug auf dem Hof und sahen verblüfft, bekümmert und langnäsiger aus. Mein Neger grinste, so daß seine weißen Zähne schimmerten, als er ihre Leichenbittermienen sah, und ich selbst hatte alle Mühe, ernst zu bleiben.

Als endlich alle feierlich in den „Grandroom“ getreten waren und auf der großen Sitzbank Platz genommen hatten, las der Prediger einen Psalm in gewöhnlichem salbungsvollem Ton vor und sprach dann von der Schlechtigkeit der Zeit, der Ueberschwemmung des Landes durch Fremde, über die schlechten Sitten und Gottlosigkeit derselben, von den schweren Versuchungen der Kinder Gottes und wie dieselben überwunden werden sollten, von der Liebe zu den Brüdern, von der Erhaltung der heiligen Gesellschaft u. s. w., alles begleitet von lauten Seufzern, Besehwörungen und Zustimmungen des Auditoriums.

Schließlich kam der Haupttrumpf, nämlich daß sie von dem wankenden Glauben und dem drohenden Abfall ihrer Verwandten vernommen hätten und nun gekommen seien, um in ihr den Glauben zu stützen und zu befestigen, der sie alle so glücklich gemacht habe, und alle bösen Anschläge zu verhindern, so daß ihre Seele nicht der ewigen Pein ver falle u. s. w.

Ich sah, wie meine Verlobte bei diesen Worten Tränen vergoß, und ich bat um Erlaubnis, einige Worte auf die direkt gegen mich gerichteten Ausfälle erwidern zu dürfen, was aber nicht gestattet wurde, indem ich durch den neuen Gesang, den der Prediger anstimmte, zum Schweigen gebracht wurde. Auf den Hof hinausgegangen, sah ich, wie sämtliche Diensthofen abge sondert für sich versammelt waren, wobei es ziemlich munter zuging. Während noch der Gesang aus dem Hause ertönte, lachten sie aus vollem Halse und trieben offenbar ihren Scherz mit den Frommen, deren gottesfürchtige Mienen besonders Tonny ergözten.

Ein alter Neger, den ich abseits führte, mußte zu berichten, daß die Neigung der Witwe zu mir schon lange vor meiner Ankunft bekannt gewesen sei und daß ihre Verwandten allen Freiern gegenüber sich ablehnend verhalten hätten, die bereits in Rittersstrom erschienen seien, und daß ich als Engländer am besten daran täte, mir den ganzen Heiratsplan aus dem Kopf zu schlagen, es sei denn, daß ich die Witwe aus diesem Ort fortnehmen könnte, was aber wohl unmöglich sei.

Unterdessen wurde im „Grandroom“ das Abendmahl eingenommen, und meine Verlobte kam nicht heraus, obschon ich mehrmals nach ihr sandte. Die Situation wurde sehr peinlich für mich, als endlich einer der Dnkels erschien und mich um eine Unterredung bat.

Sie hätten von unserer Verlobung vernommen, erklärte er, und könnten als nächste Verwandte aus Rücksicht auf den eigenen Seelenfrieden und denjenigen der Witwe ihre Zustimmung zu der Heirat nicht geben. Wenn ich aber ihrer Gesellschaft beitreten, als Schafhirt dableiben und beweisen wollte, daß ich ein gottesfürchtiger Mann sei, der täglich im Gebet den Herrn um Vergebung der Sünden, ein ewiges Leben u. s. w. anrufe, so wolle man die Sache in einer künftigen Versammlung in Erwägung ziehen, obwohl es eine ganz vereinzelte Ausnahme wäre, wenn sie einen Engländer in die Familie aufnähmen. Ich wollte nur die Witwe um ihre Meinung befragen; es hieß aber, daß Frauen in der Versammlung keine Stimme hätten, denn sie verstünden es nicht, zwischen gut und böse zu unterscheiden, sondern dies liege immer den „Ältesten“ ob.

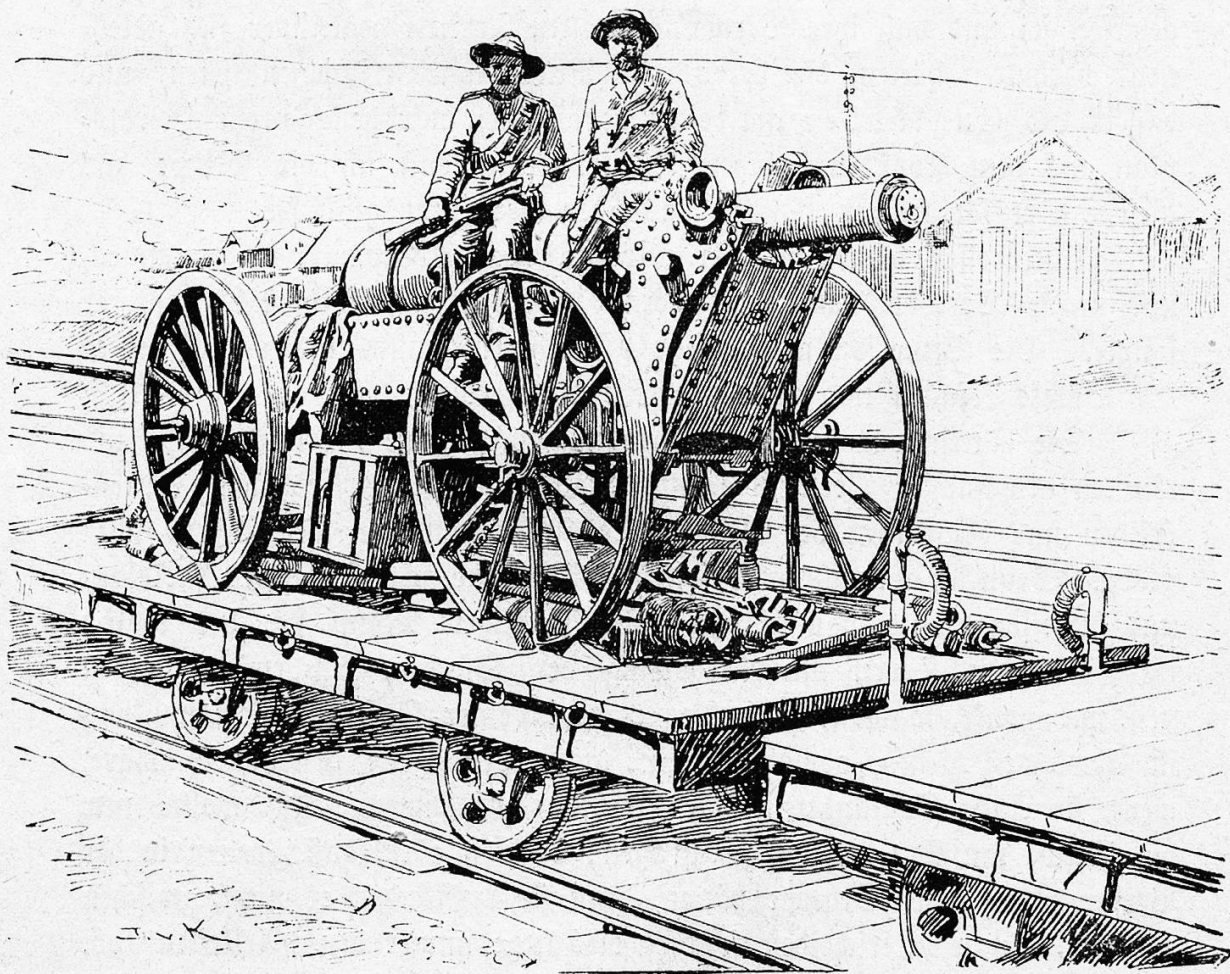
Damit waren die Verhandlungen für diesen Tag zu Ende. Am folgenden Tag sah ich die Wirtin wieder, weinend und mit aufgelösten

Haaren, die Boeren aber waren freundlich und fragten mich nach meinen Eltern und wie ich mich in diesem fremden Lande durchgeschlagen habe. Schweden war ihnen selbst dem Namen nach unbekannt; daß ich im Sinn hatte, Goldgräber zu werden, nahmen sie sehr übel auf und begannen, von dem „verlorenen Sohn“ zu sprechen.

Ich konnte mich nicht entschließen, als Hirt in R. zu bleiben, und die Witwe nicht, mir nach Transvaal zu folgen. Wir brachen das Verhältnis ab und am dritten Tag nach Ankunft der Onkels reiste ich weiter.

Soldatenleben der Boeren.

Ein Engländer hat behauptet, eine Abteilung Boeren sehe aus wie eine Schar Räuberhauptleute. Es ist möglich, daß einem an bunte Uniformen und straffen Drill gewöhnten Auge der Anblick der Boerenmiliz anfangs nicht gefällt. Denn eine Uniform trägt der Boer nicht. Er zieht in den Krieg in seinem graugrünen, bequemen Boerenrock, den Boerenhut auf dem Kopfe, und nur der Patronengürtel und das umgehängte Gewehr kennzeichnen ihn als Krieger. Wie vorteilhaft dies für



Wegführung des „Langen Tom“ nach der Aufhebung der Belagerung von Ladysmith.
Nach einer photographischen Aufnahme.

seine Kriegsführung ist, in der er jeden Felsvorsprung, jeden Strauch als Deckung geschickt zu benutzen weiß, das haben die Engländer schon zur Genüge erfahren. Jetzt haben die letztern ihre Uniformen der Erdfarbe angepaßt und sogar die Geschütze mit einem grünlichgrauen Anstrich versehen. Die Abzeichen der Offiziere aber entgehen auch jetzt dem Adlerauge der Boeren nicht, wie die Verlustlisten zeigen. Salvenfeuer zu geben, ist nicht ihre Art. Als treffsicherer Scharfschütze liegt der Boer ruhig im Anschlag und nimmt sein Ziel, in erster Linie den Offizier, aufs Korn. Dabei spart er bedeutend Munition. Was diese anbelangt, so wurde von englischer Seite die Ansicht ausgesprochen, daß bei längerer Dauer des Krieges die Boeren sich bald verschließen würden. Indessen sind die Boeren seit langer Zeit gerüstet gewesen. Man hat die Zahl der Patronen, welche die Deutschen im Krieg von 1870/71 gebraucht haben, etwa 18 Millionen, als Maß angenommen und sich danach eingerichtet, indem man die doppelte Zahl, 36 Millionen anschaffte.



General Joubert,
Oberbefehlshaber der Transvaal-Boeren,
gestorben im März 1900.

Die Heereseinrichtungen sind von den unserigen soweit als möglich verschieden. Jeder Bürger ist kriegsdienstpflichtig vom 16. bis 60. Lebensjahre. Die Zahl der Truppen, welche die beiden Republiken ins Feld stellen können, beträgt mindestens 40,000 bis 50,000 Mann. Diese Zahl kann sich aber wie eine Lawine vergrößern, je weiter die Boeren in Natal, Kapland und Betschuanaland vorwärts dringen. (Diese Hoffnung hat sich nach den letzten Zeitungsberichten nicht erfüllt). Sie sind alle berittene Jäger, welche die Pferde verlassen, wo es nötig ist, und sie bei der Rückkehr unfehlbar wieder dort vorfinden, wo sie sie zurückgelassen haben. An der Spitze des Heeres steht der Generalkommandant, jetzt Joubert, der von der Gesamtheit der Bürger gewählt wird. Man unterscheidet ferner Kommandanten, die in den Distrikten, und Feldkornete

und Feldkornetassistenten, die in den Bezirken gewählt werden. Wohl gibt es außer der Artillerietruppe kein stehendes Heer, trotzdem ist die Disziplin eine vorzügliche. Jeder Führer weiß, daß er sich auf seine Mannschaft unbedingt verlassen kann. Ein hoher, heiliger Zweck verbindet sie ja alle. Der Boer ist durch sein Farmerleben abgehärtet und ausdauernd in Unwetter und Lebensmittelnot und ganz besonders geschickt in der Behandlung der mächtigen Transportwagenkolonnen, die in Südafrika jedem Heere folgen müssen.

Noch ein paar Worte über die Kriegskunst der Boeren. Im kleinen Krieg, im verdeckten Gefecht, wozu die hügelige Ebene Südafrikas die beste Gelegenheit bietet, sind sie Meister. Ihre Führer aber haben bisher auch gezeigt, daß sie größere Truppenabteilungen nach einem fein durchdachten Plan geschickt zu leiten verstehen. Die Aufstellung der Boeren, erklärt ein englischer Oberst a. D., der gegen die Zulus gekämpft hatte, ist die der Zulus, und hat die Form eines Halbmondes. Sie besetzen einen vorgeschobenen Posten mit einem kleinen Kommando im Zentrum ihrer Stellung und suchen den Feind hier zum Angriff zu verleiten. Geht dieser in die Falle, so nehmen sie die Geschütze zurück, einige beherzte Leute bleiben, markiren gewissermaßen den Feind, bis der Gegner zum Sturm vorgeht, nehmen dann Reißaus und suchen jenen zur Verfolgung nachzulocken. Dann schwenken die verdeckt gehaltenen Flügel und wehe den Verfolgern, wenn sie im Eifer des Nachsehens die Fühlung mit der Haupttruppe verloren haben. Einen Boeren meilenweit zu verfolgen, ist gerade so unklug, wie einem verwundeten Tiger mit leerer Flinte nachzugehen. Es macht dem Boer gar nichts, vor der Uebermacht davonzulaufen. Er bleibt stehen und feuert, wenn er Deckung findet und kommt zurück, sobald er eine Blöße des Gegners erspäht. Der Boer ist Jäger, und seine Kampfweise hat etwas vom Jäger, der das Wild beschleicht.

Selbst ihre Feinde sind des Lobes voll über die ritterliche, ja, liebevolle Art, mit der die Boeren die Verwundeten und Gefangenen des Gegners behandeln. Keine Spur von Haß oder Rachsucht, sie bedauern die armen Opfer, die in so großer Zahl für eine Handvoll goldgieriger Spekulanten ihr Blut hingeben müssen. Und was unsere Achtung noch erhöht, das ist ihre Siegesfeier. Als sie im Jahre 1881 den Majubaberg erstürmt hatten, traten sie auf der Spitze zusammen und stimmten einen Dankespsalm an.

Ueber die Regierungsform der Boeren.

Wir wollen im Anschluß an das Kapitel über das Kriegswesen der Boeren in aller Kürze noch etwas über die Regierungsform dieses merkwürdigen Volkes mitteilen:

Seit 1890 besteht in Transvaal das Zweikammersystem. Jede der beiden Kammern (Volksrat) hat 24 Mitglieder. Diese müssen, um wählbar zu sein, 30 Jahre alt, protestantisch sein und Grundbesitz haben. Das Wahlrecht für den ersten Rat hat der Ausländer nach 14jährigem Aufenthalt, für den zweiten Rat nach 2 (aktiv) und 4 Jahren (passiv). Die Beschlüsse des zweiten Rates sind an die Zustimmung des ersten gebunden. Die Errichtung desselben bedeutet ein Entgegenkommen gegenüber den Ausländern, da ihm die Industriegesetzgebung übertragen ist. Später, wenn eine weitere Annäherung zwischen Boeren und Ausländern eingetreten wäre, dachte Krüger eine Vereinigung der beiden Kammern herbeizuführen.

Stimmrecht erhielten Ausländer bisher erst nach siebenjährigem Aufenthalt in der Boerenrepublik. Doch war Krüger in der letzten Zeit geneigt, ihnen das allgemeine Stimmrecht schon nach 5 Jahren zu erteilen, freilich unter gewissen Bedingungen, was aber freilich noch nicht mit den Forderungen des englischen Kolonialministers übereinstimmte und den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zur Folge hatte, eines der ungerechtesten, den je die Welt erlebt hat. Daß es Chamberlain, Rhodes und der ganzen englisch-afrikanischen Schacherkompagnie weniger um die Wahrung der politischen Rechte der Uitlanders zu tun war, als um die verhassten Boeren vollständig zu unterdrücken und das reiche Land in englischen Besitz zu bringen, ist der Welt genügend bekannt.

Paul Krüger.

Präsident Krüger, von den Boeren kurz „Olm Paul“ genannt, ist seit dem Telegramm des Kaisers Wilhelm von Deutschland eine volkstümliche Persönlichkeit. Sein Bildnis läßt uns in ihm das Muster eines Boeren ahnen. Das breite Haupt trägt ein mächtiger Körper, die etwas nachlässig sitzende Kleidung weist auf einen, allem äußern Schein abgeneigten Mann. Die Züge aber verraten Entschlossenheit, Willenskraft und Klugheit. Doch liegt zugleich etwas Behäbig-Gemütliches in dem Ausdruck seines Gesichtes. Er ist auch keineswegs stolz, trotz aller Ehren, mit denen er überhäuft worden ist. Es ist bezeichnend für die Anschauungen der Boeren, daß er in seiner einfachen, einstöckigen Wohnung zu einer gewissen Stunde des Tages, früh 5 1/2—7 Uhr, jedermann aus seinem Volke empfängt, der ihn besuchen will, für jeden ein freundliches Wort hat und mit ihnen als mit Seinesgleichen verkehrt. Weniger Entgegenkommen scheint er dagegen vornehmen ausländischen Standespersonen zu zeigen, die ihn besuchen, wie wir nachher sehen werden.

Er ist im Jahre 1825 bei Colesberg in der Kapkolonie geboren und machte in Gemeinschaft mit seinen Eltern 1837 den großen Boerentreck mit, der die Boeren nach Natal, Oranje und über den Vaal führte.



Paul Krüger,
Präsident der Südafrikanischen Republik.

Schon mit 16 Jahren wurde er Assistent eines Feldkornets in Transvaal, mit 18 Feldkornet, 1862 Generalkommandant, 1883 zum ersten und 1898 zum vierten Male Präsident. Nach der Annexion von 1877 war er wiederholt als Mitglied einer Spezialkommission in England. Als die Boeren sich 1880 erhoben, wurde er an die Spitze der Bewegung gerufen. Seither hat er mit großem Geschick die Politik Transvaals geleitet und sich durch seine Klugheit in den Unterhandlungen mit England die höchsten Verdienste um Transvaal erworben.

Krüger ist von Natur sehr schweigsam, aber ein Meister in treffenden Aussprüchen, die seinem eigenen und dem Empfinden seines Volkes Ausdruck geben. Seine Sprache ist reich an Bildern, wie z. B. den folgenden: „Unsere Bürgerschaft ist wie ein Damm, der von vielen, teils reinen, teils schmutzigen Wassern umspült wird. Das Wasser innerhalb des Dammes muß rein sein und bleiben. Es geht deshalb nicht an, daß wir das Außenwasser ohne weiteres einströmen lassen, wir müssen es sorgfältig filtriren und das reine Wasser herein- und das schmutzige draußen lassen.“ Hinsichtlich der Aufrührer in Johannesburg sagte er: „Laßt nur die Schildkröte erst ihren Kopf herausstrecken, dann werden wir schon wissen, was wir zu tun haben.“ „Wenn guter Rat nichts mehr hilft, dann möge der Sturm nur losbrechen; der Wind wird dann schon die Spreu vom Weizen sondern.“

Sehr geschickt und schlagfertig verfuhr er mit dem Gouverneur der Kapkolonie. Derselbe hatte sich nach dem Einfall Jamesons erboten, nach Pretoria zu kommen, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Die Regierung konnte seinen Besuch nicht ablehnen, so peinlich er auch war.

Nach einigen Worten des Bedauerns begann jener von der Notwendigkeit von Reformen zu sprechen. Der Präsident trat ihm sofort entgegen und sagte, daß man über keinen andern Gegenstand verhandeln könne, als über Maßregeln, um ferneres Blutvergießen zu verhüten. Johannesburg müsse die Waffen abliefern. — „Ja, unter welchen Bedingungen?“ „Bedingungslos!“ „Dann fürchte ich, daß sie sie nicht abliefern werden.“ „So werde ich sie holen!“ war die Antwort. Mit unerschütterlichem Ernst und beinahe eisiger Ruhe wiederholte Krüger seine Worte und fügte noch hinzu, daß er Johannesburg 24 Stunden Zeit gebe, um seinem Begehren zu entsprechen.

Seine Ehe ist eine sehr glückliche. Frau Krüger ist eine treue sorgsame Hausfrau, die voller Bewunderung zu ihrem Gemahl aufblickt. Nicht weniger als sieben Söhne und fünfzig Enkel von ihm kämpfen im Heere! In seinen Genüssen ist „Onkel Paul“ sehr mäßig. Alkoholische Getränke liebt er ebenso wenig als seine Boeren. Eine Tasse Kaffee und eine Pfeife Tabak gehen ihm über alles.

Ein Amerikaner, Poultney Bigelow, hat unlängst in der deutschen Wochenschrift „Die Nation“ über seinen Besuch bei dem Präsidenten



Straße in Johannesburg.

Krüger kurz nach dem Jamesonschen Einfall folgende charakteristische Schilderungen entworfen: „. . . Nachdem wir die Schildwache passiert hatten, klopfen wir an die Vortüre der Krügerschen Wohnung, einer Wohnung übrigens, die nach Umfang und äußerer Erscheinung einem Bauernhause sehr ähnlich war. Auf unser Klopfen erschien niemand; mein Freund — Herr Jooste, Mitglied des transvaalischen Volksrats — öffnete daher die Türe, und wir standen in einer Halle, die durch das



Wohnhaus des Präsidenten Krüger in Pretoria.

ganze Haus geht. Am Ende dieser Halle pochten wir wieder an eine Türe; auch von diesem Pochen nahm niemand Notiz. Nachdem wir noch weiter hin- und hergeirrt waren, hörten wir plötzlich hinter einer Türe ein Geräusch wie in dem Löwenkäfig einer Menagerie zur Zeit, wenn die Fütterung beginnt. Jetzt klopfen wir an diese Türe, und als auch diesem Klopfen niemand Beachtung schenkte, schritten wir unangemeldet hinein und kamen in eine Wolke von Rauch, die so dick war, daß man sich in einen Rauchklub versetzt wähnte. Herr Jooste nahm mich bei der Hand und führte mich rund um das Zimmer herum zu einem Armsessel, auf welchem, die Pfeife zwischen den Zähnen, ein großer, alter, bärtiger Farmer saß, etwa wie ein apostolischer Kinderhirt. Das war Paul Krüger.

Er befand sich in Gesellschaft zahlreicher langbärtiger Burghers, und die Konversation wurde auf das lebhafteste in Plattländisch geführt. Der trotz der Rauheit der Scene ehrfurchterweckende Anblick dieser eigentüm-

lichen Gesellschaft ist mir unvergeßlich. Der große alte Boer erschien mir wie Moses, der, mit dem Gesetz in der Hand, vom Sinai herabgestiegen ist und sich gerade in der Stimmung befindet, die zehn Gebote denen an den Kopf zu werfen, die mit ihm nicht gleicher Meinung sind.

Nachdem der Präsident meiner ansichtig geworden war und Herr Zooste ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte, sah er mit dem Blick eines Stieres auf mich, während fünfzig Apostel um ihn herum dasselbe taten. Ich erfuhr nachher, daß diese Versammlung nicht aus einem offiziellen Staatsrat bestand, sondern daß diese Besucher nur beim „Ohm Paul“ vorgesprochen hatten, um bei einer Pfeife Tabak und bei einer Schale Kaffee über Politik zu reden. Ich kann nicht sagen, daß der Empfang mir besonders behagt hätte, denn aller Augen richteten sich auf mich und fixirten mich in der gleichen Weise wie der Präsident in stummer Prüfung. Ich habe in meinem Leben allerlei Könige kennen gelernt, aber ich muß gestehen, kein König, Kaiser oder Volksvertreter hat so sehr das Gefühl meiner Wichtigkeit in mir hervorgerufen, wie der alte Krüger mit der Pfeife im Munde. Man bekam ordentlich Respekt vor der Sache, die er vertrat. Der ehrwürdige Vizekönig observirte mich so lange, daß das Schweigen peinlich wurde. Ich hörte nur das Ziehen von Pfeifen und das gelegentliche Ausspucken auf den Fußboden. Als der Präsident bemerkte, daß ich entschlossen war, nicht das erste Wort zu sprechen, eröffnete er die Unterhaltung mit einem Räuspern, wie ein unwilliger Stier und sprach ein paar Worte des Empfanges, die ebenso gut als eine Verwünschung hätte gelten können. Ich hatte das Glück, die rauhen Formen des Präsidenten mit einem Scherz zu pariren, der die Versammlung zum Lachen brachte und von da an war meine Position in Pretoria ganz leidlich.

Dr. Leyds erzählte mir noch allerlei interessante Anekdoten über Krüger, und auch mit Krüger selbst habe ich manches Garn über seine Jugendzeit gesponnen. Viele Engländer am Kap haben sich auch daran gewöhnt, mit einer gewissen Verachtung von „Ohm Paul“ als von einem „theologischen Humbug“ zu reden. Ich glaube aber, daß sein großer Einfluß auf seine Landsleute teilweise davon herrührt, daß er durchaus aufrichtig in seinen religiösen Uebungen ist.

An einem Sonntagmorgen sah ich den Präsidenten ganz allein zu einer recht armseligen Kirche in der Nähe seiner Wohnung wandern. Er trug einen schwarzen Cylinder auf seinem Kopfe, so eine Art Hut, wie er bei uns von Negergängern auf der Bühne getragen zu werden pflegt. Die Knöpfe auf der Rehrseite seines Fracks saßen mitten auf dem Rücken und seine Beinkleider begannen erst beträchtlich oberhalb der Knöchel seiner

Füße. Die ganze Erscheinung glich der Karrikatur eines Farmers, der seinen ersten Besuch in der Hauptstadt macht. Der Präsident trug ein großes Gesangbuch in der einen Hand und in der andern ein rotes Taschentuch. Die Neugierde veranlaßte mich, in die Kirche zu gehen, und ich nahm an, ich würde dieselbe dicht besetzt finden, weil der Präsident anwesend war.

Die kleine Kirche in Pretoria hatte für etwa 100 Personen Platz, aber es waren nur etwa zwei Duzend versammelt, und die Mehrheit bestand aus Müttern mit ihren Kindern auf dem Arm. Der Präsident nahm in einem Armsessel Platz, der für ihn unter die Kanzel hingestellt war. Das war die einzige Auszeichnung, die er vor den übrigen Anwesenden genoß. Der Gottesdienst war sehr einfach, so etwa wie in den meisten Methodistenkirchen eines amerikanischen Dorfes: eine lange Predigt, ein oder zwei Gesänge, ein Kapitel aus der Bibel und ein Segen. Die Säuglinge taten das, was sie zu tun pflegen, wenn ihre Mahlzeit nicht zur rechten Zeit zur Stelle ist, aber das Kindergeschrei störte weder den Präsidenten noch den Prediger oder sonst jemand. Der erstere sang die guten alten Kirchenlieder mit einer Stimme, die wie entfernter Donner klang und folgte der Predigt mit gespannter Aufmerksamkeit. Man konnte sich nichts einfacheres und schmuckloseres denken, als diese Scene in der Kirche von Pretoria und doch habe ich weder in der Westminsterabtei noch in der St. Paulskirche einen eindrucksvolleren Gottesdienst erlebt.

f. v. K.

(Fortsetzung folgt).

S p r ü c h e.

Für Väter.

Ein Vater peitschte seinen Knaben.
Der seufzte: „Wolle Nachsicht haben,
Denn, handeln Andre hart an mir,
Was tut's? ich flüchte mich zu dir;
Doch, hast du selbst mich wund geschlagen,
Wem soll ich meine Schmerzen klagen?“ —

Sadi.

Vice-versa.

Als du ins Leben tratest, weintest du,
Doch, froh des Gastes, lächelten die Deinen.
D wandle so, daß, gehst du einst zur Ruh,
D u lächeln mögest, während A n d r e weinen! —

Auhadi.
